

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

32 (25.4.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 25. April 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N^o. 32.

Die Freiheitskämpfer.

(Fortsetzung.)

„Ich darf es wohl sagen,“ fuhr Eduard fort, „ich hatte stets eine Ahnung, Dich wenigstens, liebe Schwester, auf dieser Erde einmal wieder zu sehen. Wie? wann? und wo? waren in dieser Beziehung leider! sehr trostlose Fragen, deren Beantwortung in dunkler Ferne lag. Als ich heute das Diebsgesindel verjagt hatte und Ihr mich, von Dank erfüllt, im Hofe aufsuchtet, da war mir's gar sonderbar zu Muthe, wie ich Euch in die Gestichter sah; ich war viel vergnügter, daß ich Euch und keinem Andern den Dienst erwiesen hatte, und doch wußte ich nicht recht warum. Ich erkannte Euch nicht, und wie hätte ich auch in der Herrin dieses Hofes meine Schwester vermuthen können? Nun, auf ein anderes Mal mehr; ich hoff', Euch beim Rückmarsch wieder zu sehen. Jedenfalls bringe ich, wenn wir den Frieden erkämpft haben, was nicht lange anstehen wird, jährlich einige Zeit bei Euch zu. Erzieht mir aber nur den Theodor gut, damit er ein tüchtiger Kerl gibt, der was mitmachen kann, und nun wird's Zeit seyn, sich zur Ruhe zu begeben; morgen früh sechs Uhr geht unser Marsch weiter.“

„Noch einen Augenblick, Schwager!“ nahm Blank ernst und feierlich das Wort. „Wir haben noch eine heilige Verpflichtung gegen Sie zu erfüllen. Das, was wir besitzen, ist zum Theil Ihr Eigenthum . . .“

„Ah, ich weiß, wo Sie hinaus wollen, Blank!“ unterbrach ihn der Kapitän. „Kein Wort mehr davon. Hier — und er schlug bei diesen Worten an seinen Degen — hier ist mein Vermögen! Familie hab' ich nicht — werd' auch niemals welche bekommen — wozu sollt' ich also mehr nöthig haben, als was mein Gehalt ausmacht? Verschont mich wenigstens heute mit derartigem Gerede. Es soll Niemand sagen, Ihr hättet Euren Bruder wiedergefunden, um die Hälfte Eures Besitzthums zu verlieren. Wenn Ihr mich lieb habt, keine Sylbe mehr hiervon!“

Man mußte sich fügen. Am andern Morgen marschirte der Kapitän mit seiner Abtheilung weiter. Zuvor aber hatte er nochmals seinem Schwager und seiner Schwester die Erziehung Theodors an's Herz gelegt, damit aus dem Jungen dereinst, ohne Zweifel im Sinne des Jägers und Soldaten, ein tüchtiger Kerl werde. —

7.

Der Kapitän kam auf seinen Kriegszügen noch mehrmals in die Gegend von Friedenheim und verabsäumte natürlich nie, wenn es ihm äußerst möglich war, Schwester und Schwager, die sich stets eines unverminderten Wohlstandes erfreuten, zu besuchen und Rathschläge in Betreff der Erziehung Theodors zu ertheilen, die sich sämmtlich auf's Reiten, Fechten und Schießen bezogen. Indessen gedieh der Junge herrlich an Leib und Seele, und als der Dheim 1811 zwei Monate in Urlaub auf dem Gute verweilte, hatte er das Vergnügen, zu sehen, wie der Nefte — bereits Jögling eines Gymnasiums — das wildeste Pferd, welches sein Vater im Stalle hatte, tummelte, und wie er mit einem Doppelrohr zuerst fast alle Schrote auf einen Bogen Papier brachte und dann eine Kugel so geschickt nach einer Scheibe abschoss, daß dieselbe kaum zwei Zoll vom Centrum zu sitzen kam. Darob rieb sich der Onkel vergnügt die Hände und zwickte dem Nefen so gewaltig die blühende Wange, daß die Stelle einige Zeit blau blieb, und sagte: „Junge, so wahr Napoleon der

größte General ist, so wahr gibst Du einmal einen trefflichen Scharfschützen. Daß die Jahre auch so langsam dahin schleichen — wärest Du alt genug, gleich müßtest Du Dich anwerben lassen. Nun, wenn Gott und Napoleon will, werden wir später immer noch einen ganz respektablen Krieg haben.“

Und der respektable Krieg sollte bald kommen. Schon im folgenden Jahre marschirte Onkel Eduard mit der großen Armee nach Rußland, kämpfte alle Schlachten mit und entging glücklich dem traurigen Geschick, dem die Mehrzahl jenes stolzen Heeres erlag. —

Napoleon saß bereits auf St. Helena, als sich der Onkel seit Jahren zum ersten Male wieder in dem Kreise seiner Verwandten einfand. Wie Manches hatte sich geändert! Die schöne Flora war mit dem Professor L., der später einem ehrenvollen Rufe nach Preußen folgte, verheirathet, und der zu einem kräftigen Jünglinge herangereifte Theodor studirte auf der Universität N. Natur- und Kameralwissenschaften. Wie schlug dem guten Onkel beim Anblicke des kräftigen Burschen das Herz! „Ach!“ seufzte er, „jetzt ist an keinen Krieg mehr zu denken, und ich muß die schönste der Hoffnungen aufgeben, die Hoffnung, Dich einst an meiner Seite kämpfen zu sehen.“

Armer Onkel, wie sehr hattest Du Dich getäuscht!

Ludwig Sand aus Bunsiedel mordete am 13. März 1819 den moskowitzischen Spion August Koberue. Viele Studenten wurden zur Untersuchung gezogen. Auch Theodor Blank beschuldigte man, zu dem Geheimbund zu gehören, aus dessen Mitte der unglückliche junge Mann durch's Loos zu jener keineswegs zu entschuldigenden That bestimmt worden war. Der politischen Umtriebe verdächtiger, wie viele Andere erscheinend — aus welchen Gründen ist nicht bekannt — ward er in Verhaft genommen und mußte bis zu Anfang des Jahres 1821 im Kerker schmachten, um endlich — freigesprochen zu werden. Er ward zu einer Zeit seiner Fesseln entledigt, in welcher alle Blicke nach Osten gerichtet waren, nach jenem Lande, das vor Jahrtausenden das Licht der Bildung und der Wissenschaft über Europa ausgoß, dann aber, nachdem es die glänzende Höhe erreicht hatte, welche die späte Nachwelt jetzt noch anstaunet, von des Schicksals gewaltiger Hand ergriffen, in die schrecklichste Tiefe menschlichen Elendes hinabsank. Wir brauchen dem freundlichen Leser nicht erst zu sagen, daß wir Griechenland meinen, Griechenland, in welchem das Volk wohnt, dem der eiserne Druck der Sklaverei den angestammten Sinn für die Freiheit nicht zu rauben vermochte. Knirschend hatten die Hellenen das blutige Joch abgeschüttelt. Ganz Europa, die ganze civilisirte Welt jauchzte, und namentlich weckte der begonnene Kampf bei den klassisch gebildeten Europäern ungläubliche Theilnahme. Schaaren begeisterter Männer und Jünglinge eilten zum heiligen Kampfe auf den heiligen Boden, und aus Millionen Herzen stiegen Gebete für das Wohl der Griechen zum Himmel hinauf. —

Aus der Haft entlassen, befand sich Theodor Blank erst vierzehn Tage bei seinen Eltern, als ein Brief vom Onkel aus Nancy anlangte. Er schrieb: er werde in acht Tagen kommen, um vielleicht für dies Hienieden Abschied von Schwager und Schwester zu nehmen. Des trägen Lebens müde, wolle er der seufzenden Menschheit noch etwas nützen, bevor seine Sonne für ewig untergehe. Dort in Griechenland könne man seine Kräfte noch recht wohl brauchen — in Frankreich bedürfe man seiner

nicht. „Ach,“ schloß er, „nun es losgeht, sitzt der arme Junge, der Theodor, im Kerker und kann nicht mit mir ziehen. Wie wird er sich grämen, wie wird er winseln, der arme Kerl! Nun, ewig können sie ihn doch nicht behalten, und wenn er wieder Herr über sich selber ist, dann kann er mir ja nachkommen. Schließlich muß ich Euch noch wissen lassen, daß ich den Bruder des Professor T**, den Schwager Flora's, hier kennen gelernt habe. Er ist Mediziner, ein herrlicher Kerl — er hat in zwei Duellen jedesmal seinen Gegner besiegt. Man will ihn für Griechenland als Arzt engagiren.“

„Das ist ein verhängnißvoller Brief“ sagte Theodors Mutter. „Will der fünfundsünfzig Jahre alte Mann noch einmal in das blutige Treiben der Schlachten zurückkehren, ich meine, er hält in seinem Leben des Blutes genug gesehen.“

„Mutter!“ begann Theodor begeistert, „tadel den Onkel nicht — er ist ein edler, herrlicher Mann, mit einem Herzen so rein wie Kristall. Wie er mich liebt! Ha! Du theurer Sohn meines ehrwürdigen Großvaters! bis an's Ende der Welt folg' ich Dir!“

Der sechzigjährige Karl Blank erhob sich hier von seinem Sige und reichte seinem Sohne die Hand, und eine Thräne rollte über die gefurchten Wangen des greisen Mannes. Erinnerungen aus seiner eigenen Jugend waren aufgetaucht in seiner Seele, und es hatte ihn tief ergriffen, als er in seinem Theodor sich selbst wieder erkannte. „So war ich auch,“ dachte er, „und so hart es mir auch ankommen möge, meinen einzigen Sohn den unzähligen Gefahren eines mörderischen Kampfes entgegen ziehen zu lassen, so soll er doch seinen Willen haben; — er soll an der Seite des alten Onkels sein Schärfelein zur Befreiung eines geknechteten Volkes beitragen.“

Einen Monat nach dem Empfang des erwähnten Briefes gingen Onkel und Nefse nach Griechenland ab. —

8.

Es war in der Nacht vor der Schlacht bei Peta.^{*)} Der am Himmel Griechenlands aufgehende Vollmond beleuchtete mit seinem Zauberlichte das Lager der vereinigten Griechen und Philhellenen. Tiefe Stille herrschte überall; denn das Heer der Krieger, von denen so wenige den nächsten Abend erleben sollten, lag in festem Schlafe, und nur hier und da drang der schwache Schein einer Lampe durch die dünnen Zeltwände.

In einer dieser kleinen, erleuchteten Wohnungen saß zu später Stunde noch ein junger Mann an einem Feldtischchen, emsig mit Schreiben beschäftigt. Er meldete den Lieben daheim im Vaterlande, wie er glücklich mit dem Onkel angekommen, wie er sich aber Manches hier anders gedacht. Das unglückliche Volk, zu dessen Beistand sie aus weiter Ferne herbeigeeilt, begegne ihnen unfreundlich, ja sogar feindselig, und unter den Philhellenen selbst herrschten immerwährende Zwiste und Erisigkeiten, — was ihm und dem Onkel Eduard schon manchen Kummer verursacht habe. Im Uebrigen seien sie in allen Gefechten, die sie bis jetzt noch mitgemacht, glücklich davongekommen.

Der junge Mann, indem wir Theodor Blank erkennen, stand eben im Begriffe, seinen Brief zu schließen, als plötzlich die Zeltthüre aufging und ein untersezierter Mann mit edeln Zügen, aber schon ergraueudem Haare und Bart eintrat.

„Morgen wird's einen heißen Tag geben, Theodor!“ begann Onkel Eduard — denn er und kein Anderer ist's. „So eben ist die sichere Nachricht eingetroffen, daß die beturbanten Schurken uns mit ungeheurer Uebermacht anzugreifen beabsichtigen. Nun, hab' schon manchmal dem Tode in's Auge gesehen, und auch Du, Theodor, hast in den vorigen Gefechten gezeigt, daß meine Hoffnungen nicht vergebens gewesen. Aber doch sollte mir's leid thun, wenn Dir irgend ein Unglück widerfahren würde. An mir altem Knasterbart ist wenig gelegen;

^{*)} Dieselbe fand statt am 16. Juli 1822. Peta, ein Dorf im südwestlichen Moria.

aber an Dich hat die Welt noch viele Ansprüche — wenn ich das bedenke . . .“

„So hast Du noch nie geredet, Onkel!“ unterbrach Theodor den Sprechenden. „Die Türkenfäbel sitzen uns doch noch nicht an der Kehle? oder ist Dir, wie dem Brutus, in einer der vorhergehenden Nächte ein Gespenst erschienen, das Dir sagte: „Bei Peta werden wir uns wiedersehen?“

Der Onkel ließ sich schweigend auf sein Lager nieder. Nach einer Weile sagte er: „Theodor, vergiß nicht, mir Deine Eltern zu grüßen.“

Der Jüngling beendigte hierauf seinen Brief und murmelte vor sich hin: „Da wären sie nun geschrieben, diese Zeilen, die letzten vielleicht, welche meine Eltern von mir erhalten. Mügen sie, wenn ich falle, meinen Verlust mit Gleichmuth ertragen!“ Er übergab den Brief einem Soldaten, der denselben einem deutschen Offizier brachte, welcher in den nächsten Tagen in sein Vaterland zurückkehren wollte. —

Am andern Morgen in der Frühe entbrannte die Schlacht bei Peta. Kaum hatte sich die Sonne über den Horizont erhoben, so näherten sich die Türken in zahllosen Massen. Trommeln wirbelten und Trompeten schmetterten, und von allen Seiten ertönte der Ruf der Führer, und bald brauste auch der Schlachtgesang der Griechen:

Auf! herbei zu euren Fahnen,
Sie ist da, des Ruhmes Zeit,
Hella's Söhne, zeigt den Ahnen,
Daß ihr würd'ge Enkel seid!
Eure Tapferkeit zerbreche
Des Tyrannen Sklavenband;
Die vereinte Kraft, sie räche
Das enteehrte Vaterland!“ u. s. w.

durch die blaue Luft.

Derjenige Theil der Philhellenen, zu dem Theodor Blank und dessen Onkel gehörten, hatte unter dem tapferen Chauvassaigne eine Anhöhe für die Vertheidigung. In einer halbmondförmigen Schlachtordnung stürmten die Türken heran; aber ein furchtbares Feuer aus den Schanzen der Christen empfängt sie und ganze Reihen und Haufen stürzen nieder. Das Mißlingen ihrer Angriffe reizt die Feinde zu doppelter Wuth. Doch Alles ist vergebens — sie werden jedesmal zurückgeworfen. Da wenden sie sich plötzlich gegen den Hügel, welchen Chauvassaigne besetzt hält. Zweimal werden sie auch hier geschlagen. Endlich kommt's aber zum Handgemenge. Chauvassaigne fällt, eine eroberte albanesische Fahne in der Hand. Auch Theodor wird umringt und sein Leben schwebt in großer Gefahr. Der Onkel sieht's und durchbricht, seinem Liebling Rettung bringend, mit der Kraft der Verzweiflung die Reihen der wilden Albanesen, und es folgen ihm viele Tapferen. Die Feinde stäuben auseinander. Theodor ist befreit — doch der arme Onkel stürzt, von einem Säbelhieb und einer Kugel in die Brust zugleich getroffen, sterbend wieder. Mit dem Gefühle unendlichen Schmerzes eilt Theodor herbei, legt den Kopf des tödtlich Verwundeten an seine Brust und ruft mit bebender Stimme: „Onkel, Du guter, treuer Onkel, mußte es so kommen?“ — „Gott, sei Dir gnädig, mein Sohn!“ flüsterte Eduard Benau. Es waren die letzten Worte, die er in diesem Leben sprach, Worte eines Mannes, in dessen Busen ein Herz schlug, wie man es selten findet, so treu, so rein. —

Der geehrte Leser wird mir die weitere Schilderung der Mordscenen der unglücklichen Schlacht bei Peta erlassen. Es sei genug, zu wissen, daß der elende Gogo, ehemals Räuberhauptmann, die Sache der Freiheit für 50,000 türkische Piafter verrieth. Von der griechischen Armee verlassen, welche zur Unzeit die Flucht ergriffen hatte, fielen die meisten der Philhellenen unter dem Säbelstreichen der Türken.

Am Kopfe schwer verletzt, war Theodor Blank in die Gefangenschaft der unmenschlichen Barbaren gerathen. Mit ungefähr dreißig seiner Waffengefährten, die sich mit ihm in gleicher

Lage befanden, ward er gefesselt auf eine Anhöhe, an deren Rückseite ein Bach floß, geschleppt. Dort stellten sich, die blutigen Säbel in der Faust, die Türken in zwei Reihen auf, banden einen der Gefangenen nach dem andern los, zwangen die Unglücklichen, durch die also gebildete Gasse zu laufen und hieben dann dieselben ohne Barmherzigkeit nieder. Theodor ward seiner Fesseln zuletzt entledigt. Er warf einen Blick auf seine Feinde und einen andern hinunter in das Fläßchen. Hier unvermeidlicher Tod, — dort die Möglichkeit der Rettung. Kein Augenblick mehr war zu verlieren; er gab dem Türken, welcher ihm im Wege stand, einen kräftigen Stoß, daß er zur Seite taumelte und stürzte sich in die Tiefe, erreichte, von Kugeln umfaßt, glücklich das Ufer des kleinen Wassers und floh, so schnell ihm möglich, in einen mit hohem Rohr bewachsenen Sumpf.

Weit in den Schlamm hineinwattend, entging er auch wirklich den spähenden Augen der ihn verfolgenden Türken. Als es Nacht war, verließ er den Sumpf und wandelte beim Scheine des Mondes langsam auf dem Wege nach Languada fort, wo Maurocordato stand, und wohin sich die Trümmer des geschlagenen Philhellenencorps zurückgezogen haben mußten. Rasch, krank und vom Wundfieber durchschauert, erreichte er endlich den Wald und setzte sich erschöpft auf ein Felsstück nieder. „Dort drüben auf jener Anhöhe,“ sagte er zu sich selbst, das thränende Auge nach derjenigen Seite des Berges wendend, wo Onkel Eduard gefallen war, „dort drüben liegst Du, edler Bruder meiner Mutter, der Du dein Leben opferdest, um Deinen Neffen zu retten, und dort liegen sie alle, die tapferen Männer, auf den Todeshügeln, die sie sich von den Leichen ihrer Feinde aufgehärmt haben. Mögen sie sanft ruhen auf der fremden Erde, fern vom Vaterlande!“

Nachdem er eine kurze Strecke in den Wald hineingegangen war, mußte er sich aus Mattigkeit abermals niedersetzen, und als er sich nichtsdestoweniger bald wieder auf's neue anstrengte, seinen Weg fortzusetzen, vermochte dies endlich sein erschöpfter Körper nicht länger zu ertragen. Er fiel auf das weiche Waldmoos nieder, und eine wohlthätige Dymnast senkte ihre Fittige auf den kranken Jüngling herab. —

(Schluß folgt.)

Deutschlands Herrlichkeit.

Leser, im Kampfe um Völkerefreiheit nenne ich Dir jetzt Deutschland, den Namen Deines Vaterlandes. Kannst Du den Namen hören ohne Schmerz, ohne Schaam, ohne Erbitterung, ohne heiligen Zorn? Kannst Du ihn hören, ohne Dir selbst und Deinem Gott den heiligen Eid zu schwören, nicht abzulassen vom Kampfe, bis Deutschland erlöst ist?

Blicke es an, Dein Vaterland! Denke nicht an Oestreich und Preußen, nicht an Sachsen und Baiern, nicht an die Menge der anderen Länder und Ländchen. Denke an Deutschland. Vergiß, daß einst das Land der freien Eidgenossen, daß die Provinzen der Niederlande, daß Belgien, daß das reiche Elsaß einst Theile Deutschlands waren. Vergiß, daß deutsche Sprache, deutsche Gesittigung, deutsche Bildung tief in die Länder der Ungarn und der Polen, in die fernern Provinzen gedrungen ist, welche an der Ostsee dem russischen Czaren gehorchen. Laß den Eidgenossen ihre Freiheit, den Holländern ihren Handel, den Elsaßern ihre Franzosenbegeisterung, den Russen ihren Nicolas, — blicke Deutschland an, groß und herrlich, wie es heute sich ausdehnt von den Schweizer Alpen und den Fluthen des adriatischen Meeres bis hinauf zur Nord- und Ostsee, von den Ufern des Rheins bis zur Grenze der Ungarn und der Polen. — Welch ein Land! Welch ein großes, reiches, von Gott über die Maßen gefegnetes Land! Fast 12,000 Geviertmeilen beträgt seine Größe. Es ist größer als die wichtigsten Länder Europa's, größer als das stolze Frankreich, mehr denn doppelt so groß als England mit Irland und Schottland. Der russische Kolos ist größer, um vieles größer. Aber was vermag Rußland gegen

ein einiges Deutschland! Ehe der russische Czar seine Horden aus den ungeheuren, dünn bevölkerten Steppen herbeiruft, zertrümmert Deutschland die thönernen Füße des Riesen, daß er machtlos zusammenbricht und in der Gnade des Siegers die einzige Rettung findet. Auch an Einwohnerzahl übertrifft es die übrigen Länder. Gegen 42 Millionen Menschen zählen Deutschlands Völker, während Frankreich kaum 35, England kaum 28 Millionen beherbergt. Und wie günstig ist seine Lage! Nimm die Karte zur Hand! Da liegt es. Es ist das Herz Europa's. Es ist eine feste, gewaltige Burg, und wie seine Aussenwerke, liegen die Länder Europa's umher. Es gleicht einem gewaltigen Fürsten, umgeben von seinen Trabanten, von Vasallen, die, ob auch stolz und mächtig, doch das Runzeln seiner Stirn fürchten müssen. Wohin es will, sendet es ungehindert seine Waaren. Wohin es will, sendet es ungehindert seine Kriegsheere. Es wendet sich nach Abend und sein Fuß betritt den Boden Frankreichs. Es wendet sich nach Morgen, und nichts hindert ihn, den Fuß auf den Nacken des russischen Riesen zu setzen. Es geht nach Süden, und bald nehmen ihn Italiens gesegnete Ebenen auf. Es sucht den Norden, und das Meer bietet sich seinen schwellenden Segeln dar. Aehnlich, meinst Du, könne man von allen Ländern sprechen? Dem ist nicht so! — England ist getrennt vom Festlande. Frankreich darf den Fuß nicht rühren, wenn Deutschland seine Macht entfaltet. Rußland ist ausgeschlossen von der civilisirten Welt, sobald Deutschland Deutschland wird. Und hat Deutschland bloß seine günstige Lage? Kennst Du den üppigen Reichthum seines fruchtbaren Bodens nicht? Gehe nach Norden oder nach Süden, oder bleibe im mittleren Theile, überall erfreut Dich der Anblick dicht bestandener Getreidefelder, überall tritt Dir der Segen entgegen, den Gott über unser schönes Land ausgegossen hat. Wie wohnst Du etwa in der Lüneburger Heide oder im märkischen Sande? Danach willst Du Deutschland beurtheilen? Bist Du so ganz unwissend und ungeschickt. Nimm das erste beste Geographiebuch zur Hand und Du wirst erfahren, daß fast drei Viertel seiner ganzen Bodenfläche dem Ackerbau, der Wiesenkultur, der Forstkultur, dem Gemüse-, Obst- und Weinbau gewidmet sind. Selbst Hannover, das Land, in dem uncultivirte Heiden und Torfmoore die größte Ausdehnung erreichen, bietet 40 Procent seines ganzen Areal's dem Getreide-, Wiesen- und Gemüsebau, und von den übrigen Procenten gehen 15 ab für schön bestandenes Forstland. Und der märkische Sand? Durchsuche nur den märkischen Sand, und Du wirst nicht selten in üppigen, lieblichen Gegenden einen Reichthum finden, wie Du ihn nicht geahnet hast! Und was sagen die wenigen Sandhollen und Heide Strecken gegen unübersehbare Gefilde des überreichen Gottessegens? Was sagen sie, wenn Du an die zahlreichen Schiffe denkst, die den überflüssigen Reichthum Deutschlands fremden Ländern zuführen? Und erzeugt Deutschland etwa bloß die gewöhnlichen Getreidearten, bloß Hülsenfrüchte und Kartoffeln? Kennst Du nicht seinen Flach und seinen Hanf? seinen Reichthum an Taback, Delgewächsen und Hopfen, an Farben und Arzneigewächsen? Hast Du nicht gehört von dem vorzüglichen Kulturzweige, den der Weinstock darbietet in den Rheinlanden, in Baden, Württemberg, Franken und Nassau? Weißt Du nicht, wie sich besonders in Süddeutschland Obstgärten an Obstgärten reihen und an edlen Obstarten einen überfließenden Reichthum darbieten? Und von welchem Reichthum zeugt Deutschlands Viehzucht! Frankreich muß zur Deckung seines Bedarfes an Vieh aller Art, an Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen u. s. w. das Ausland ununterbrochen in Anspruch nehmen. Innerhalb der 17 Jahre von 1823 bis 1840 hat es allein für den Ankauf von Pferden die Summe von 34 Mill. Thaler verausgabt. Daran denkt Deutschland nicht! An veredelten Schafen, an tüchtigen Pferden, an Rindvieh und Schweinen hat es einen übergroßen Reichthum. Im Jahre 1843 zählte man gegen 3 Mill. Pferde, gegen 16 Mill. Rinder, über 25 Mill. Schafe und 6 Mill. Schweine. Und nun blicke die schönen, waldbedeckten Berge

Deines Vaterlandes an! Welchen Werth haben die Buchen, Eichen und Fichten, welche ihren Rücken und meist auch ihren Gipfel schmücken! Welcher Reichthum an edlen und unedlen Metallen, an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn u. s. w. strömt aus ihrem Innern! Und willst Du etwa den unerschöpflichen Reichthum an Kochsalz gering anschlagen? Leser, ein großer Unfuss hat dazu gehört, dieses nothwendigste Lebensbedürfnis so zu vertheuern, wie es noch heute in den meisten Ländern Deutschlands vertheuert ist. (Fortsetzung folgt.)

Der Graf von Chambord, Heinrich V.

Seit einiger Zeit hat, wie bekannt, der Graf von Chambord im Palais Cavalli in Venedig seinen Sitz. In dem Augenblicke, wo es vielleicht mehr Wahrscheinlichkeit hat, als bisher, daß derselbe noch eine Rolle in der Geschichte spielen könnte, dürfte eine Schilderung seiner Person und seiner Angehörigen nicht ohne Interesse seyn. Madame d'Angoulême, die im Hause immer nur „Ihre Majestät“ und „Frau Königin“ genannt wird, befindet sich bei ihrem Kessen; sie hat eine düstere, geringschätzende Miene, und scheint unter der Last der Jahre und des Unglücks niedergedrückt; sie trägt immer Trauerkleider, was den natürlichen Ernst ihrer Persönlichkeit noch erhöht. Sie geht sonst nie aus, als wenn sie die Kirche besucht, wo sie lange zu verweilen pflegt; ja es geschah sogar vor Kurzem, daß sie in der Kirche des St. Stephano, die sie am Häufigsten besucht, ohnmächtig wurde. Gestern Abend befand sie sich wieder besser, und dieser Tage reiste sie auf Besuch zu ihrer Enkelin, der Herzogin von Parma; sie soll nur kurze Zeit von hier wegbleiben. Der Graf von Chambord, der einen prächtigen Palast bewohnt, hat ein höchst bescheidenes Ansehen. Sein einziger Luxus besteht in seinem Tafelgeschirre, welches von wahrhaft königlicher Pracht ist; er ist gut, schlicht und zutraulich. Seine Conversation ist wohl nicht sehr erhehend, aber angenehm, er ist ein lebensfreudiger und fröhlicher Plauderer. Die Armen lieben ihn, weil er sehr mildthätig ist. Personen, die ihn näher kennen, behaupten, er habe keinen eigenen Willen, und lasse sich immer durch Andere lenken. Ausschweifungen läßt er sich nie zu Schulden kommen — er ist eine ehrliche, sanfte Natur, und allen politischen Leidenschaften und Gehässigkeiten fremd. Er wäre der Typus eines constitutionellen Königs, nach der bekannten Maxime: „Le roi règne, et ne gouverne pas.“ Seine Frau ist nicht hübsch; sie besitzt nicht einmal das, was man regelmäßige Züge nennt; aber sie ist äußerst gutmüthig und sehr religiös. Der Graf soll bis zum April hier bleiben; Graf Monti führt bei ihm das Haus, und hat großen Einfluß. — Wenn der Prinz je König von Frankreich und Navarra wird (und da er der beste Mensch von der Welt zu seyn scheint, wünscht ihm Niemand dieses Unglück), wird unsere Präfectur den Reisenden mit Stolz ein sonderbares Document zeigen, welches der Prinz eigenhändig geschrieben hat; es ist ein Bittgesuch um die Erlaubnis, auf die Jagd zu dürfen. Dem Gesuch ist glücklicher Weise willfahrt worden, sonst wäre der Prinz ganz trostlos gewesen, da die Jagd und das Studium der Naturgeschichte seine einzige Leidenschaften sind. Es wäre höchlich zu verwundern, wenn er je das Beispiel seiner Mutter nachahmte, und sich in die Vendée werfen sollte. Damit möge ihm nicht etwa der Muth abgesprochen seyn, aber er besitzt, wie alle seine Freunde versichern, nicht den mindesten Ehrgeiz. Wir erinnern uns — es ist schon lange her — den Herzog von Berry bei einer Ballspielpartie gesehen zu haben, welche er mit seinem Freunde, Hrn. v. Clermont-Lodève, bei einem gewissen Blanchet in der Rue Mazarine zu Paris machte. Die Partie war hitzig, die beiden Gegner machten sich mit Lebhaftigkeit den Sieg streitig, als plötzlich ein Bote herbeieilte, der den Herzog von Berry nach den Tuilerien berief. Der Fürst antwortete, er werde gehen, wenn er mit der Partie fertig sei. Der Graf von Rantouillet bemerkte jedoch, es ziemte sich nicht, den König warten zu lassen. Hierauf gab der

Herzog nach, aber noch im Aufleiden sagte er zu seinem Kammerdiener: „Welch' ein Unglück, ein Prinz zu seyn! Ich weiß gewiß, daß ich Clermont die Partie abgewonnen hätte; ich war im Vortheil!“ — Der Graf v. Chambord scheint in diesem Punkte die Natur seines Vaters geerbt zu haben.

Dienstfanatiker.



„Was, mich auspfänden? Wie kommen Sie dazu, da ich ja Niemanden auch nur einen Kreuzer schuldig bin?“

„Ei was, das geht mich nichts an, Herr Mayer — —“

„Mayer? — So heiße ich nicht —“

„Jetzt mögen Sie Mayer heißen oder nicht, ich hab' Befehl, den Herrn, der im Haus Nro. 522 im ersten Stock wohnt, auszupfänden, und das sind Sie.“ —

„Ihr Auspfändungs-Befehl wird jedenfalls meinen Borgänger in der Miethe, der, wie ich glaube, Mayer hieß, angehen, denn ich wohne erst seit gestern Abend in diesem Hause.“

„Mag seyn — warum wohnen Sie da. — Ich hab' meinen Befehl und nach dem handle ich. Da wird kein' Ausred' angenommen, sondern ausgepfändet.“

Maritäten Kästlein.

© Wundermittel. Fräulein E. hat ein augenstärkendes Wasser. Wenn sie dasselbe nur sehen läßt, machen ihr trotz ihrer Häßlichkeit alle Männer den Hof. Es ist nämlich das Wasser in dem kostbaren Brillantschmuck, der einen Theil ihres großen Reichthums ausmacht.

Logogryph.

An Farbe und Gestalt vielfach verschieden,
Dien' ich sowohl zum Nutzen als zur Zier;
Verschied'nes Loos ist mir damit beschieden:
Ich schmück' die Dame und den Offizier.
Oft fliege mit dem Pfeil ich in die Wette
Und wieder trifft man liegend mich im Bette.

Zu großen Zwecken diene ich als Mittel:
Gar Mancher machte schon durch mich sein Glück,
Erwarb sich Reichthum, Ruhm und Ehrentitel.
Die Hauptroll' spiel' ich in der Mechanik.
Leicht ist des Räthfels Lösung zu ergründen,
Sie ist in jedes Knaben Hand zu finden.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 31:
B a l l. A l l.